

Zur Hundertjahrfeier des 18. Oktober.

Einer der hervorragendsten Generalstabschefs des preußischen Heeres äußerte sich wenige Tage vor Beginn des deutsch-französischen Krieges in einer Gesellschaft von Gelehrten und Offizieren in einer süddeutschen Residenz über die Freiheitskriege und den bevorstehenden Krieg ungefähr folgendermaßen:

„Die deutschen Historiker erzählen uns immer von vielen verlorenen Schlachten des preußischen Heeres in den Befreiungskriegen. Die Kriegsgeschichte lehrt uns aber, daß wir damals seit der Proklamation von Kalisch bis zur Leipziger Schlacht kaum ein Treffen, geschweige eine Schlacht verloren haben; wir wußten nur unsere Siege nicht zu verfolgen und zu verwerten. Jetzt aber steht uns ein Feldzug bevor, in dem wir nicht nur keine Schlacht verlieren, sondern auch jeden Sieg zu verwerten wissen werden.“ Wir Hörer staunten ob jener Berichtigung und ob dieser kühnen Siegeszuversicht. Die eine ist inzwischen von Historikern vielfach, wenn auch nicht ausnahmslos, bestätigt worden. Wie glänzend sich die andere gerechtfertigt hat, ist allbekannt.

Wenn wir uns in diesen Tagen vergegenwärtigen, wie am Tage der Leipziger Völkerschlacht die Verbündeten auf dem Monarchenhügel bei Leipzig umjubelt wurden, können wir uns der tiefsten Dankempfindung nicht erwehren dafür, daß wir heute und seit über vierzig Jahren den großen Sieg von Leipzig mit ganz anderer Befriedigung feiern dürfen, wie er bis dahin gefeiert worden war. Denn seitdem sind wir Herren im eigenen Hause. Der Bund mit Rußland und Oesterreich war ja für Preußen eine schmerzliche politische Notwendigkeit. Es fehlte dem tief gebeugten Staat zur Befreiung Deutschlands von dem erdrückenden Joche Napoleons nicht nur die Hilfe aller der Staaten und Stättlein, die damals jenen geographischen Begriff bilden halfen; sondern bis zu den großen Tagen von Leipzig kämpften diese alle unter den Fahnen des Eroberers. „Feige Staatsmänner, elende Fürsten“ — schrieb nach der Leipziger Schlacht der Freiherr von Stein — „hatten Deutschland in die schändlichen Fesseln geschlagen, die zu zerbrechen zwei blutige, tatenvolle, lorbeer- und tränenreiche Feldzüge kaum ausreichten.“

Eine schmerzliche politische Notwendigkeit war das unnatürliche Bündnis. Daß es vom rein militärischen Standpunkt aus in dem schlachtenreichen Jahre bis zu der allerdings große Heeresmassen erfordernden Entscheidungsschlacht Segen gebracht hätte, kann niemand behaupten, der von der zähneknirschenden Kritik unserer großen Heerführer, der Blücher, York, Sneytenau, Bülow, Bogen über die laze und zögernde, oft hemmende Führung der verbündeten Heere, über das Verhalten des falschen, feigen und großsprecherischen Bernadotte Kenntnis genommen hat. Gerade auf diese Seite des mit den Verbündeten geführten Feldzuges wies die zunächst überraschende Bemerkung jenes hohen Offiziers hin, von der wir im Eingang dieser Betrachtung berichteten.

lung berichtet.

Und was politisch traurige Notwendigkeit, militärisch ein sehr zweifelhafter Gewinn war, hat sich auch nach dem großen unvergeßlichen Tage von Leipzig noch lange als ein schweres Verhängnis erwiesen. Denn die Verbündeten von 1813 fühlten sich noch Jahrzehnte nachher als die Befreier Deutschlands und als die geborenen Lenker seiner Geschichte. Die Neugestaltung Deutschlands, wie sie aus dem Befreiungskriege hervorging und auf dem Wiener Kongreß, dieser großen europäischen Eitelkeitsmesse von 1815, besiegelt wurde, war nicht viel mehr als ein Kompromiß zwischen Rußland, Oesterreich und — Frankreich. Frankreich für wahr, das zu Boden liegende, für Jahrhunderte schwerer Missethat gestrafte, ein Tailleyrand, saß als gleichberechtigte Macht unter den Friedensstiftern und heimste für sich größeren Gewinn ein, als er dem siegreichen Preußen vergönnt ward.

Ueber solche Zeiten sind wir hinaus. Zwei blutige Feldzüge hat es noch gekostet bis wir, lediglich auf uns gestellt, den 18. Oktober als einen deutschen nationalen Erinnerungstag feierlich begehen dürfen. Zwar zur Jahrhundertfeier werden die Verbündeten von 1813 ihre Vertreter senden. Aber sie werden nur in der Rolle mitfeiern, welche die Geschichte seither klargestellt hat. Aehnlich die Vertreter der ehemaligen Rheinbundstaaten, welche erst vor den Thoren Leipzigs die Waffen vor dem auch sie befreienden Sieger senkten. Und diese doch in anderem Sinne, mit höher erhobenerm Haupte. Denn sie haben in Gemeinschaft mit den Befreiern noch Jahrzehntelang unter der Ohnmacht der Zersplitterung gelitten und empfinden mit jenen seit vierzig Jahren die Wohlthat, daß wir Herren in unserem Hause sind.

A. E.